

Zeitschrift: Sinfonia : offizielles Organ des Eidgenössischen Orchesterverband =
organe officiel de la Société fédérale des orchestres

Band: 10 (1984)

Heft: 3

Artikel: Musik und Medizin

Autor: Escher, Joseph

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-955292>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 10.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Sinfonia

No. 3
September / Septembre 1984

10. Jahrgang neue Folge
Dixième année de la nouvelle édition

6210
Offizielles Organ des Eidgenössischen
Orchesterverbandes (EOV)

Organe officiel de la Société fédérale
des orchestres (SFO)

Redaktion/Rédaction:
Dr. Eduard M. Fallet, Postfach 38,
3047 Bremgarten bei Bern

Administration:
Eidg. Orchesterverband
Postfach 3052, 8031 Zürich

Mitteilungen des Zentralvorstandes

1. Musikkommission

Der Präsident unserer Musikkommission, Herr Michel Rochat, ist als Generalmusikdirektor und als Chefdirigent des dortigen Sinfonieorchesters nach Izmir (Türkei) berufen worden. Deshalb hat er seinen Rücktritt aus der Musikkommission des EOV erklärt. Wir gratulieren Herrn Rochat zu dieser ehrenvollen Berufung, und wir danken ihm für seine Arbeit in der Musikkommission unseres Verbandes. Die Musikkommission wird sich an ihrer nächsten Sitzung neu konstituieren. Freundlicherweise hat sich Herr René Pignolo bereit erklärt, die Leitung der Musikkommission ad interim zu übernehmen.

2. Redaktion der «Sinfonia»

Wie wir bereits im Protokoll der 64. Delegiertenversammlung des EOV mitgeteilt haben, hat unser langjähriger Redaktor der «Sinfonia», Herr Dr. Eduard M. Fallet-Castelberg, auf Ende Jahr seinen Rücktritt erklärt. Wir werden seine grosse Arbeit in der nächsten Ausgabe der «Sinfonia» eingehend würdigen. Der Zentralvorstand wird sich an seiner nächsten Sitzung über die Zukunft unseres Verbandsorgans unterhalten und über die künftige Redaktion beschliessen.

3. Europäisches Jahr der Musik 1985

Am 23. Oktober 1984 findet in Bern eine Pressekonferenz zum Europäischen Jahr der Musik statt. Wir bitten Sie, die in der Presse erscheinenden Beiträge zu beachten. Wir werden in der Dezember-«Sinfonia» auf dieses Thema zurückkommen. Im weiteren wiederholen wir den Aufruf, den wir bereits im Juni publiziert haben: Melden Sie dem Zentralpräsidenten Ihre Veranstaltungen an, die Sie im Rahmen des Europäischen Jahres der Musik durchführen wollen, damit ein zusammenfassendes Programm, das allen Sektionen zugestellt wird, ausgearbeitet werden kann.

4. Europäische Vereinigung der Liebhaberorchester

Am 1. September haben sich in Interlaken Vertreter aus der Bundesrepublik Deutschland, aus Frankreich, aus dem Fürstentum Liechtenstein, aus den Niederlanden und aus der Schweiz zu einer ersten Arbeitssitzung getroffen. Auf der Traktandenliste standen die Besprechung der Statuten, die Tätigkeit der Vereinigung sowie die Gründungsversammlung. Die Vereinigung soll bekanntlich 1985 gegründet werden. Wir werden in der Dezember-«Sinfonia» auf diese wichtige Arbeitssitzung zurückkommen.

5. Kurs für Programmgestaltung

Das Programm und die Anmeldeunterlagen liegen dieser Ausgabe der «Sinfonia» bei.

6. Orchestertreffen Boswil 1985

Orchester, die sich noch anmelden möchten, können die Unterlagen (sofern sie nicht mehr vorhanden sind) direkt beim Sekretariat der Stiftung Künstlerhaus Boswil anfordern. Nach wie vor sind Neuanmeldungen willkommen!

Pro memoria: Das Orchestertreffen findet, kombiniert mit der 65. Delegiertenversammlung des EOV, im Rahmen des Europäischen Jahres der Musik am 4. und 5. Mai 1985 in Boswil statt.

7. Jahresbericht 1984

Im Dezember, mit der «Sinfonia» Nr. 4, werden wiederum die Formulare für den Jahresbericht versandt. Im weiteren wird dann zumal die Meldung der im Jahre 1984 aufgeführten Werke an die SUIA in Zürich fällig. Und wenn Sie für die Delegiertenversammlung 1985 Veteranen oder Ehrenveteranen anzumelden haben, so verlangen Sie das nötige Formular bei der Zentralsekretärin.

8. Eine Bitte des Zentralpräsidenten

Korrespondenzen an den Zentralpräsidenten bitte ab sofort ausschliesslich wie folgt adressieren: Eidg. Orchesterverband, Postfach 3052, 8031 Zürich. Telefonanrufe bitte nur in dringenden Fällen an die private Nummer, sonst zu den üblichen Geschäftszeiten an Nummer 01/277 20 72. Vielen Dank für Ihr Verständnis.

Ich wünsche allen Orchestern viel Freude beim Musizieren und – sofern dies geplant ist – erfolgreiche Herbstkonzerte!

Herrenschwanden, 31. August 1984

Für den Zentralvorstand:

Jürg Nyffenegger, Zentralpräsident

Musik und Medizin

Vorbemerkung der Redaktion

Herr Dr. med. Joseph Escher, Chefarzt am Oberwalliser Kreisspital, hielt an der 64. Delegiertenversammlung des Eidgenössischen Orchesterverbandes vom 26. Mai 1984 im Stockalperschloss zu Brig einen vielbeachteten Vortrag über «Musik und Medizin». Wir sind glücklich, den Text in unserem Verbandsorgan veröffentlichen zu können. Die in Abschnitt VI zitierten Werke von Béla Bartók, Ludwig van Beethoven und Franz Schubert gab der Vortragende am Flügel sehr gekonnt zum besten. Wir danken Herrn Dr. med. Joseph Escher herzlich für die Zurverfügungstellung seines Manuskriptes. ED. M. F.

Ein grosser Dichter und Mystiker der Romantik, Novalis, hat einmal den Satz geprägt: «Jede Krankheit ist ein musikalisches Problem.» So werden Sie von mir als Arzt erwarten, dass ich Ihnen etwas über den heutigen Stand der Behandlung und Verhütung von Krankheiten durch Musik berichten werde.

Doch gestatten Sie mir den Einstieg ins Thema mit einigen Ausführungen über die Funktion des menschlichen Ohres und anschliessend einigen kursorischen Bemerkungen über Harmonie in der Musik, im Menschen und in seiner Umwelt.

I

Das kostbarste Sinnesorgan für den Musiker ist wohl das Ohr. Der Gehörsinn ist aber auch der reichste, differenzierteste und empfindlichste unserer Sinne. Wie neurophysiologische Un-

tersuchungen zeigen, reagieren Hörzellen schon auf Reizenergien, die 10 Millionen kleiner sind als die beim Berühren. Wenn wir einen Blick zurückwerfen in die Urgeschichte der Menschheit, so lässt sich dieses Phänomen zwanglos dadurch erklären, dass die Funktion des Ohres als Warnsinn damals eine weit bedeutendere Rolle spielte als heute. Um drohende Gefahren erkennen zu können, musste das Gehör unserer Urahnen auch im Schlafzustand empfangsbereit sein. Auch heute noch, wenn wir schlafen, schliessen wir Augen und Mund, die Ohren aber bleiben offen. Immer auf Empfang.

Eine weitere Erkenntnis scheint mir erwähnenswert. Zwischen dem Ohr und dem Gefühlszentrum des Gehirns (dem sogenannten limbischen System) bestehen direkte Verbindungen. Das Gehör ist also nicht nur ungleich sensibler als der Tastsinn, sondern vermittelt uns auch einen direkten Zugang zu unseren Gefühlen, Emotionen, zu unserem Gemütszustand. Daraus erklärt sich letztlich die grosse Macht der Musik für die optimale Entwicklung des Kindes, wie sie grosse Musikpädagogen, wie zum Beispiel Prof. Hermann Rauhe aus Hamburg, propagieren. Das Ohr ist aber auch eine wesentliche Brücke der Liebe, zum Du. Während das Auge am Anfang wichtig ist bei der ersten Begegnung, wenn alles noch ungewiss ist, stellen wir etwas Eigenartiges fest: Je intensiver die Liebe wird, desto mehr neigen wir dazu, die Augen zu schliessen. Wir hören und fühlen. Wir fühlen vorwiegend die eigene Lust, aber wir hören den andern. Das Gehör, der Weg zum Du. «Unser Gehörsinn ist in der Tat ein Wunder und übertrifft das Sehvermögen in vielerlei Hinsicht», schreibt der amerikanische Psychologe Georges Leonard und der fährt fort: «Wenn ein Maler beispielsweise drei Farbtöne mischt, kann das Auge dies nur als eine einzige, neue Farbe wahrnehmen. Wenn Klarinette, Flöte und Oboe zusammen erklingen, kann unser Ohr die resultierende Mischung, sowohl als neuen Klang wahrnehmen, als auch die Instrumente, die diesen Klang hervorbringen, unterscheiden.»

Das Ohr ist aber auch das erste Sinnesorgan unserer persönlichen Existenz, das auf Empfang ist. So lassen sich beim Kind schon vor der Geburt Reaktionen auf akustische Reize nachweisen. Nach Untersuchungen von Günter Glauser erlebt das Kind die Mutter im vorgeburtlichen Stadium im «rhythmischen Wegeben des Ganges, im rhythmischen Auf und Ab der geräuschvollen Atmung, im rhythmischen Schlag des Herzens». Die Trennung von der Mutter bedeutet einen Verlust dieser Urfahrung. Wenn wir durch Einlegen von sehr kleinen Mikrofonen in die Gebärmutter einer Frau ihre Herztöne auf Tonband aufnehmen und diese Aufnahme ein- bis zweiwöchigen Säuglingen vorspielen, so fallen diese in einen beruhigenden Schlaf. Bei naturverbundenen Völkern tragen noch heute die Mütter ihre Kinder am eigenen Leibe. Das Wiegen der Kinder ist ein verkümmertes Rest dieser alten Sitte geblieben, bei welcher die Kinder nach der Geburt den Herzschlag ihrer Mutter wahrnehmen können.

II

Das kostbarste Sinnesorgan für den Musiker, sagten wir, ist das Gehör. Seine Welt, die Musik, aber baut sich auf der Entdeckung immer neuer harmonischer Möglichkeiten und Wohlklänge auf. Den ersten Schritt in der Entwicklung zur Harmonie bildete die Entdeckung der Oktave, dann folgten die Quinte, die Quarte, die Terz und viele andere Intervalle, die Sie bestens kennen.

Die Terz z. B. ist eine Entdeckung des 13. Jahrhunderts und sie war damals ein geradezu avantgardistisches Intervall. Intervalle sind Zahlenverhältnisse. So die Oktave 1:2, die Quinte 2:3, die Quarte 3:4 und die grosse Septime 8:15. Je niedriger die Zahlenverhältnisse, desto grösser die Konsonanz. Der weitaus häufigste Zusammenklang, die Oktave, ist auch der harmonischste, der konsonanteste. Im Gegensatz dazu ist die kleine Sekunde 15:16 weniger harmonisch, dissonant.

Einige von Ihnen erinnern sich vielleicht noch aus der Physikstunde an die Chladnischen Klangfiguren: Wahllos auf eine Glasplatte gestreute Sandkörner ordnen sich durch einen kräftigen Strich mit dem Geigenbogen zu den schönsten geometrischen Figuren. Der Klang scheint die Welt zu ordnen, ihr Schönheit in der Erscheinung zu geben.

Vieles, was wir als schön empfinden in Kunst, Natur und am menschlichen Körper, gehorcht den Gesetzen des goldenen Schnittes. A:B verhält sich dabei wie B:B-A. Der goldene Schnitt aber ist ein Sextphänomen (3:4 und 5:8), ein in der Musik besonders wichtiges Intervall. Solche Intervalle, das heisst mathematische Bezugsgrössen, finden sich überall im Kosmos. Johannes Kepler im 17. Jahrhundert ging als erster von elliptischen Planetenbahnen aus und definierte in seinem dritten Keplerschen Gesetz, dass die Quadrate der Umlaufzeiten der Planeten sich wie die Kuben ihrer grossen Bahnradien verhalten. Viel früher aber schon ahnte Pythagoras, dass zwischen den Umlaufbahnen der Himmelskörper und den Klangverhältnissen auf einer gespannten Saite, dem sogenannten Monochord, Beziehungen bestehen. Die Planeten spielten also bereits nach Pythagoras ihre eigene Sphärenmusik. J. W. von Goethe hat dies in seinem Prolog zum Faust intuitiv erfasst:

*Die Sonne tönt nach alter Weise
in Bruderssphären Wettgesang,
und ihre vorgeschriebne Reise
vollendet sie mit Donnergang.
Ihr Anblick gibt den Engeln Stärke,
wenn keiner sie ergründen mag;
die unbegreiflich hohen Werke
sind herrlich wie am ersten Tag.*

Was wir heute wissen, hat Goethe intuitiv erfasst: Die Sonne tönt.

III

In der Medizin interessieren uns aber vor allem die musikalischen Intervalle und ihre Beziehungen zum Mikrokosmos, zur Welt im Mikroskop und Elektronenmikroskop, zur Zelle und ihren Feinstrukturen in Pflanzen, Tieren und Menschen. Erst nach Einführung der sogenannten temperierten Stimmung im 17. Jahrhundert kam es zu einem ungeheuren Aufschwung der abendländischen Musik, die zu den grössten Phänomenen in der Geschichte des menschlichen Geistes zählen dürfte. Die Herstellung der temperierten Stimmung beruht auf der Teilung des Tonraumes in exakt gleiche Abstände. Diese Idee aber entspricht der Quantenmechanik von Max Plank, bei welcher die Energie der Teilchen im Atom sich stets in ganzzahligen Sprüngen ändert. Harmonische Beziehungen, das heisst Zahlengrössen im Sinne der musikalischen Intervalle, finden wir also in den Atomen. Der Atomraum ist demnach auch ein Tonraum. Wir finden aber

diese musikalischen Intervalle überall in der Natur, z. B. auch in den Desoxyribonukleinsäuren des menschlichen Körpers, welche für die Erhaltung unserer Erbmasse verantwortlich sind, und im gesamten menschlichen Zellmaterial. Auch der menschliche Organismus besteht also letztlich aus harmonischen Schwingungen. William Condon von der Universität Boston konnte sogar zeigen, wie Hirnzellen von Studenten, die ihrem Professor zuhören, weitgehend die gleiche Hirnwellenstruktur aufwiesen wie der Vortragende. Prof. Rudolf Haase, Direktor der «Schule für Musik und darstellende Kunst» an der Universität Wien, weist darauf hin, dass Grössen im menschlichen Körper wie Puls, Atmung und Durchblutung geradezu harmonisch funktionieren und durch die Zahlen 1-4 gekennzeichnet sind. In anderem Zusammenhang macht er aber auch darauf aufmerksam, dass das Unterbrechen dieser Rhythmen mit ganzzahligen Proportionen im Organismus Krankheit zur Folge haben kann, so dass, ich zitiere, «insbesondere im Falle von Krebs eine völlige Regellosigkeit aller Rhythmen festzustellen ist und die Krebszelle offenbar ein Ausschleiden aus der zeitlichen Harmonie der Körperfunktionen bewirkt». Man könnte Krankheit also als Disharmonie bezeichnen. Ziel der Medizin müsste es sein, sie wieder in Harmonie überzuführen. Wir wissen heute, dass jeder Mensch pro Million neugebildeter Zellen eine Krebszelle produziert. Ein gutes Abwehrsystem, das sogenannte Immunsystem, verhindert in der Regel die Vermehrung dieser Krebszellen und die Bildung einer krebsartigen Wucherung. Starke seelische Belastungen, wie Todesfälle in der Familie, führen, wie neuere Untersuchungen zeigen, in den nächsten Wochen vermehrt zu Infektionen und auch zu einer messbaren Herabsetzung des menschlichen Abwehrsystems. Es wäre durchaus denkbar, dass entspannende und antriebsfördernde Behandlung durch Musik zu einer Stärkung dieses Abwehrsystems und daher zur Verhinderung von Krebs führen könnte. Auf jeden Fall werden heute psychische Faktoren als Teilursache des Krebses diskutiert. In diesem Sinn muss das Zitat des bekannten Dramatikers Henrik Ibsen verstanden werden: «Leben ist, dunkler Gewalten Spuk bekämpfen.»

IV

Wir haben gesehen, wie sich auch die kleinsten organismischen Teilchen, die Zellen und ihre Mikrostrukturen, aus denen unser Körper besteht, letztlich aus harmonikal Strukturen, wie sie uns in der Musik als Schwingungen und Intervalle bekannt sind, aufbauen. Besteht aber eine nachweisbare Beeinflussbarkeit von Organismen durch Musik? Peter Tompkins und Christopher Bird zeigen in ihrem Buch «Das geheime Leben der Pflanzen», dass Pflanzen gegenüber der Musik keineswegs gleichgültig sind. Spielte man Usambaraveilchen während 8 Stunden ununterbrochen den Ton F vor, so waren die Pflanzen nach 14 Tagen mausetot; tat man dasselbe nur während 3 Stunden pro Tag mit Unterbrüchen, so wuchsen die Veilchen besser als die Kontrollpflanzen. Kürbisse, welche Kompositionen von Haydn, Beethoven, Brahms, Schubert ausgesetzt wurden, wuchsen dem Transistorradio entgegen; Kürbispflanzen aber, die Rockmusik vorgesetzt bekamen, wandten sich vom Lautsprecher ab.

Wenn das menschliche Gehör direkte Verbindungen zu unserem Gemütszentrum im Gehirn besitzt; wenn der Mensch und seine Umwelt selber aus harmonikal Strukturen bestehen, und wenn offenbar schon Pflanzen durch Musik empfindlich beeinflussbar sind, wie kann es uns dann wundern, dass Musik eh und je vom Menschen zur Behandlung von Krankheiten eingesetzt wurde. Was Hermann Hesse

von seinem Glasperlenspiel, das könnte man auch von der Musiktherapie sagen: «Wie jede grosse Idee hat es eigentlich keinen Anfang, sondern ist der Idee nach immer dagewesen.» Der «David mit der Harfe», welcher dem schwermütigen König Saul, dessen Nachfolger er wurde, vor mehr als 3000 Jahren mit seinem Harfenspiel immer wieder Genesung brachte, ist zu einem beliebten Symbol der darstellenden Kunst geworden. Auch zahlreiche Musikwerke, Opern und Oratorien (Mozart, Honegger, Milhaud) führen uns den erfolgreichen Sohn Jesse vor, wie er etwa um 1000 bis 960 vor Christus regiert haben mag. Für David ist der menschliche Arzt ein Abbild Gottes, der als oberster und höchster Arzt alle Gebrechen zu heilen vermag. Zu den psychischen Krankheiten zählt David auch die Erschrockenheit der Seele und die grosse Angst. Die Erfahrung der Angst und die Möglichkeit der Konfliktlösung verbindet David mit den «Temperamenten» Gottes, Zorn und Gnadenerweis. So heisst es im Psalm 30.6: «Denn sein Zorn währt einen Augenblick, und lebenslang seine Gnade, den Abend lang währt das Weinen, aber des Morgens ist Freude.» Nach dem griechischen Philosophen Plato haben uns die Musen gegenüber den «Unregelmässigkeiten in uns» und gegenüber dem Zwiespalt der Seele eine «Helferin» geschenkt. Die von den Musen geschenkte Helferin heisst Harmonia. Neben der Harmonie wirkt nach Plato auch der Rhythmus wohlütig auf die Seele ein. Auch bei der pythagoräischen Schule finden sich viele Ansätze zur Musiktherapie. Schon der griechische Philosoph Plutarch schreibt: «Die Flöte besänftigt die Geister und dringt mit einem solchen süssen Ton ins Ohr, dass sie Ruhe und Frieden aller Bewegungen bis in die Seele trägt. Und sollte noch irgend ein Kummer im Gemüt verbleiben, eine Sorge, die der Wein nicht tilgen kann, so schläfert sie sie ein und lindert sie kraft ihrer liebenswerten Anmut.» Vor allem war man in der ganzen Antike der Ansicht, dass die Musik dazu berufen sei, auf die Seele und über sie auf den Körper einzuwirken. Im Mittelalter war Musik bis ins 16. Jahrhundert Pflichtfach für die Medizin. Gegenüber der modernen Musiktherapie, etwa vom 19. Jahrhundert an, beschränkte sich die Musiktherapie im Mittelalter nicht nur auf sogenannte psychische Leiden, sondern wurde auch bei körperlichen Gebrechen, wie etwa Fieberdelirien und Schlaganfällen, angewandt. Musik wurde nicht nur, wie dies ebenfalls Werner Friedrich Kümmel in seinem Buch «Musik und Medizin von 800 bis 1800» aufzeigt, zur Therapie von Krankheiten, sondern auch zur Bewahrung der Gesundheit eingesetzt.

V

Einen grossen Aufschwung nahm die Musiktherapie dadurch, dass in der Medizin der letzten zwei bis drei Jahrzehnte wieder eine ganzheitliche Behandlung, also nicht bloss die Behandlung eines Symptoms, sondern die Behandlung des gesamten Menschen angestrebt wurde. Wissenschaftliche Normen, um den Musikeffekt auf den menschlichen Körper zu untersuchen, wurden erstmals nach dem zweiten Weltkrieg in den USA aufgestellt. Weitere Untersuchungen, Gründungen von Fachverbänden, erfolgten dann auch in Europa, Japan und Südamerika.

Man kann bei der Musik eine antriebsfördernde und eine entspannende Wirkung unterscheiden. Die Musiktherapie kann aktiv erfolgen. Dabei improvisiert und spielt der Patient auf einfachen Instrumenten wie Xylophon, Trommel oder einem Zupfinstrument. Im Gegensatz dazu hört der Patient bei der passiven, rezeptiven Musiktherapie mit dem Therapeuten speziell ausgewählte Musik.

Einen Entspannungseffekt durch das Hören

von Musik hat schon Goethe beschrieben. Dem ihm auf dem Klavier vorspielenden Felix Mendelssohn ruft er zu: «Du bist mein David, sollte ich krank und traurig werden, so banne die bösen Träume von mir, ich werde auch nie wie Saul den Speer nach dir werfen.»

Die Musiktherapie in der Medizin ist eine junge Wissenschaft, die, wie eine kürzliche Umfrage von Monika Müller-Golder ergeben hat, bei den Schweizer Ärzten noch wenig bekannt ist. Am Kongress für Musiktherapie in Heidelberg wurde sie folgendermassen definiert: «Musiktherapie ist die gezielte Anwendung der Musik oder der musikalischen Elemente, um therapeutische Ziele zu erreichen: Wiederherstellung, Erhaltung und Förderung seelischer und körperlicher Gesundheit. Durch Musiktherapie soll dem Patienten Gelegenheit gegeben werden, sich selbst und seine Umwelt besser zu verstehen, sich in ihr freier und effektiver zu bewegen und eine bessere physische und psychische Stabilität zu entwickeln. Um dies zu erreichen, verfolgt der geschulte Musiktherapeut die Behandlungsziele, die mit dem behandelnden Arzt zusammen mit dem Patienten entwickelt werden.» Ein wichtiges Element der Musiktherapie ist das sogenannte Isoprinzip. Jeder Mensch besitzt von seiner vorgeburtlichen Klangwelt und der Klangwelt, die er sich bis zum gegenwärtigen Alter erworben hat, einen bestimmten inneren Klang und eine innere Bewegung, die ihn charakterisieren. Der Musiktherapeut versucht nun z. B., mit einem Instrument, den Klang, den Rhythmus und das Tempo zu finden, welche mit der inneren Bewegung und dem inneren Klang des Patienten zusammenfallen. Dadurch schafft er einen Kommunikationskanal, der nicht verbal, das heisst nicht wortgebunden ist. Diese nicht verbale Kommunikation ist bei Patienten, bei denen eine verbale Kommunikation gestört ist, wie z. B. bei akuten Depressionszuständen, aber auch bei gewissen Neurosen, sehr wertvoll. Diese Patienten erhalten durch aktives Musizieren die Möglichkeit, ihre Gefühle und Ängste auszudrücken. Der Weg zu einer späteren, gesprächstherapeutischen Behandlung kann dadurch angebahnt werden. Musiktherapie muss so nicht als Einzelmassnahme, sondern immer als Glied im gesamten medizinischen Behandlungsplan, in welchen z. B. das zwischenmenschliche Gespräch, die Physiotherapie und gelegentlich auch die Medikamenteneinnahme gehören, betrachtet werden.

VI

Der Anwendungsbereich der Musiktherapie ist sehr breit gefächert. Sie eignet sich für Entwicklungsstörungen des Kindes über viele psychische Erkrankungen, bis zur Behandlung von Kranken im Altersheim. Grundsätzlich wird aber überall die gemeinsame Auseinandersetzung mit den seelischen und körperlichen Schwierigkeiten des Patienten durch musikalische Mittel angestrebt.

Die antriebsfördernde Wirkung durch Musik beruht nach Hermann Rauhe im melodischen Bereich in Dreiklangbrechungen, Sext- und Septsprüngen. Sextsprünge finden sich z. B. in bekannten Schlagern wie «Ein Prosit der Gemütlichkeit» oder «Du kannst nicht treu sein». Zu den antriebsfördernden Strukturen im rhythmischen Bereich gehören nach Rauhe z. B. Synkopen oder Wiederholung eines kurzen prägnanten, rhythmischen Motivs. Um die graue Theorie etwas zu unterbrechen, möchte ich Ihnen ein kurzes Betyarenlied von Belá Bartók vorspielen, in dem Sie solche rhythmische Wiederholungen vorfinden.

Der entspannende und auch schmerzlindernde Effekt der Musik (sogenannte Audioanalgesie) findet Verwendung in der Narkose, der Geburtshilfe, der Zahnheilkunde und allgemein in der Psychiatrie und in der Medizin, als vor-

bereitende Massnahme für eine verbale Therapie. Die Musik hat zuerst eine beruhigende Funktion für solche, die sich von einer psychiatrischen Behandlung bedroht fühlen. Eine Vertiefung der Entspannung wird durch Kombination von autogenem Training und Musik erreicht. Yehudi Menuhin hat in seiner Schule in London die günstige Kombination von Musik und Gymnastik dazu benutzt, um der Müdigkeit vorzubeugen. Wohltuend und wesentlich für das biologische Gleichgewicht des Menschen ist auch die richtige Folge von Spannung und Entspannung, wie wir sie überall in der klassischen Musik vorfinden. Dazu einige Takte aus dem letzten Satz der f-moll-Sonate op. 2 Nr. 1 von Ludwig van Beethoven. Das Thema bringt nach einem Moment der Spannung sofort eine Entspannung.

Professor Harm Willms, Facharzt für Psychiatrie, berichtet von einem 35jährigen Junggesellen, der sich jeweils für Situationen mit Ärger, Enttäuschung und Verkrampfung mehrere Einheiten mit je drei Musikstücken zusammengestellt hatte. Die drei Musikstücke hatten dabei folgende Bedeutung:

1. Ich komme niedergedrückt nach Hause und habe niemanden, um mich auszusprechen; die Musik soll mich beruhigen, meine Gedanken auf friedliche Ziele lenken.
2. Die Entkrampfung wirkt; ich entspanne und gewinne neue Interessen an dem freundlichen Aspekt des Lebens.
3. Neuer Frohmut beflügelt mich. Mein Unternehmungsgeist ist wieder geweckt.

Als erstes Musikstück wählte der Patient meistens ein Largo oder Adagio von Händel oder Bach, als zweites ein Andante von Mozart und als drittes ein mit Bläsern besetztes Volksmusikstück. Später heiratete der Mann. Seitdem, so berichtet er, habe er alles nicht mehr nötig, denn jetzt könne er sich mit seiner Frau aussprechen. Ein ausgeklügeltes, musiktherapeutisches System war hinfällig geworden durch die Möglichkeit der Aussprache.

Nach harter Arbeit im Spital spiele ich gerne das Ges-Dur-Impromptu von Franz Schubert. Meiner Ansicht nach übt es einen besonders entspannenden Effekt aus. Man könnte dieses Musikstück als eine Liebeserklärung, einen meditativen Monolog oder als eine Bitte an ein höheres Wesen auffassen. Hören wir den Anfang dieses Abendgebets.

VII

Damit möchte ich zur Verhütung von Krankheiten mit Musik überleiten, dem letzten, aber vielleicht wesentlichsten Punkt meiner Ausführungen. Doktor John Diamond, Psychiater und Präventivmediziner in New York, schreibt in seinem Buch «Lebensenergie und Musik»: «Grundsätzlich besteht die therapeutische Wirkung der Musik darin, dass sie die Lebensenergie stärkt, die Wirkung von Stress und schädlichen Reizen abschwächt und die inneren Heilkräfte fördert.» Wie wir gesehen haben, führt starker psychischer Stress, wie Verlust eines sehr nahestehenden Verwandten oder Freundes, zu messbaren Abnahme des Abwehrsystemes im Organismus und dadurch vermehrt zu Infektionen. Ein herabgesetztes Abwehrsystem vermag aber nicht nur entzündungsfördernde Stoffe, sondern auch andere Gefahrenelemente, wie z. B. Krebszellen, nicht mehr zu eliminieren. Herabsetzung von Stress durch Musik bedeutet deshalb auch Verhütung von Krankheiten. Statistiken haben gezeigt, dass z. B. Chefdirigenten und Pianisten bedeutend älter werden als die Durchschnittsbevölkerung. Für Martin Luther ist die Musik «die Kunst der Propheten, die einzige Kunst, welche den Aufruhr in der Seele besänftigen kann; sie gehört zu den herrlichsten und kostbarsten Gaben, die uns Gott geschenkt hat». Wilhelm Revers, Rektor der Salzburger Universität und Di-

rektor des «Institutes für experimentelle Musikpsychologie der Herbert von Karajan-Stiftung», macht auf die Bedeutung der Musik für die Entwicklung der Phantasie und Intelligenz des Kindes auch im schulpflichtigen Alter aufmerksam, was empirische Untersuchungen aus seinem Institut beweisen. In seinem 1978 bei Rowohlt erschienenen Buch «Die Kunst, sich musikalisch auszudrücken» schreibt Friedrich Klausmeier: «Musik ist der intensivste emotionale Ausdruck, den sich Menschen in ihrer Kultur geschaffen haben. Ohne Musik verliert der Mensch sein psychisches Gleichgewicht und seine psychosomatische Harmonie.»

VIII

Wenn ein Arzt zu Musikern und Musikfreunden spricht, dann muss er sich hier auch an unsere politischen Behörden wenden, die mit Recht mit allen Mitteln die Kostenexplosion im Gesundheitswesen einzudämmen versuchen. Die Unterstützung der musiktreibenden Vereine wie des Eidgenössischen Orchesterverbandes und die Förderung des Musikunterrichtes im allgemeinen gibt unseren Politikern Gelegenheit, Gesundheitsprophylaxe an der Wurzel der menschlichen Existenz zu treiben, ein Problem zu lösen, von dem letztlich das Fortbestehen unserer Gesellschaft und die Erhaltung unserer Lebensqualität abhängen. Shakespeare's Worte aus dem «Kaufmann von Venedig» sollten uns allen Aufforderung und Warnung bedeuten:

*Der Mann, der nicht Musik hat in ihm selbst,
den nicht die Eintracht süsser Töne rührt,
taugt zu Verrat, zu Räuberei und Tücken.
Die Regung seines Sinns ist dumpf wie die Nacht,
sein Trachten düster wie der Erebus,
trau keinem solchen: Horch auf Musik.*

Joseph Escher

Lance Tschannen zum Gedenken

Vorbemerkung der Redaktion

Die ausserordentliche Delegiertenversammlung des Schweizer Musikrates tagte am 30. Mai 1984 in Bern, um für den am 6. April verstorbenen Präsidenten einen würdigen Nachfolger zu wählen. Der Vizepräsident, Prof. Dr. Ernst Lichtenhahn, hielt zu Beginn der Versammlung folgenden Nachruf. ED. M. F.

Mitten heraus aus seiner reichen und vielfältigen Tätigkeit im Dienste der Schweizer Musik und Kulturpolitik verstarb am 6. April 1984 in Bern Lance Tschannen im Alter von 62 Jahren infolge eines plötzlichen Herzversagens.

Schon während seines Volkswirtschafts-Studiums begann Lance Tschannen journalistisch zu arbeiten, und bereits 1945 trat er beim Schweizerischen Kurzwellendienst, dem heutigen «Schweizer Radio International», als Mitarbeiter und Leiter des englischsprachigen Programms ein. Bis zu seinem Tode blieb er im Dienste dieser Organisation, seit 1969 als Leiter der Abteilung Kultur und Dokumentarprogramme. Hier gestaltete er unzählige Sendungen, jahrelang sein «Jazz-Panorama», dann aber auch die Reihe «Musica Helvetica», durch die die schweizerische Musik sämtlicher Arten und Gattungen über mehr als 500 Radiostationen in alle Welt getragen wurde. Dem Jazz galt sein besonderes Interesse, das er als Präsident der Swiss Jazz School, die er mit aufgebaut hatte, bis zuletzt dokumentierte. Döchle auch der